

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

116 (21.5.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Dorfaison

Es ist nicht unbedingt notwendig, daß ich den Namen des kleinen Kurortes nenne. Ich habe hier ja keine Reklame zu machen, und ob sechshundert oder dreihundert Fremde im Jahre kommen, ist mir gleichgültig; ich bin weder Badebetriebsleiter noch Kurwart, sondern in einem jener vielen kleinen Häuschen, die zweifellos ihre bestimmte Notwendigkeit haben, denn sonst wären sie nicht da. Die U. G., der das Bad gehört, hätte sie gewiß nicht gebaut, wenn sie nicht ein wesentlicher Bestandteil der erfolgreichen Kur wären. Ja, leben Sie, das ist auch so etwas Wertwütiges an unserer herrlichen Gesellschaftsordnung, daß so ein Kurbad einer Anzahl Aktionäre gehört, die weiß Gott wo sitzen, und von denen bestimmt keiner etwas dafür kann, daß Luft an diesem Fleck Erde das Wasser eine so eigenartige chemische Zusammensetzung hat.

Man kann nicht sagen, daß dies Wasser eine besonders erfreuliche Angelegenheit wäre. Es gibt drei verschiedene starke Quellen: Nummer drei nämlich ist kein Mensch, ausgenommen Adolf Hitler. Aber der trinkt natürlich bessere Dinge. Im übrigen geht mich hier die Politik nichts an, obwohl es verschiedene bedeutende Politiker gibt, die am Gestade des kleinen Flusses, der durch eine fruchtbare, hügelige Landschaft zieht, ihren parlamentarischen Vorträge kurieren. Denn für die Galle ist dieses Wasser gut, und Galle ist ja nur ein biologischer Ausdruck für deutsche Politik.

Es ist noch recht früh hier, und die Bäume im Schloßpark und im Kurpark fröheln. Die Geschäfte unter den Kolonnaden haben noch alle ihre eifernen Vorhänge über die winterschlammigen Auslagen gezogen, und drüben im Kurhaus hängt man an, die Fenster zu putzen und die Treppen zu scheuern. Man wird, wenn man solche Geschäftigkeit sieht, den Verdacht nicht los, es müsse doch Frühling werden! Mittags spielen ein paar Musiker aus jenem goldenen Niederbühlbaum, das vor dem Krone und noch früher das Repertoire der höheren Töchter enthält, und vormittags bemüht sich ein Kauz, durch tonähnliche Geräusche das Wasser trüblicher zu machen. Doch vorerst laufen die paar Dutzend Kurgäste fröhlich mit dem Glase in der behandschabten Rechten umher und sind trotz ihrer Galle veranlaßt, wenn die Sonne scheint. Eine junge Dame, unerschrocken, wie heutzutage junge Damen sind, spielt sogar mit bloßen Beinen Tennis, und aufgeregt lärmen ringsumher die Vögel in den Büschen. Die Geschäftleute, und selbst die Kellner in den Cafés sind von einer ungläublichen Liebenswürdigkeit; man könnte meinen, man sei in Frankreich, und alle, alle wollen sie dich wiedersehen, auch wenn du nur ein Glas Pfefferminztee getrunken hast.

Das ist hier natürlich noch nichts, und dementsprechend ist das Publikum. Das Hauptkontingent stellt der große Bau der Reichsversicherungsanstalt mit seinen Krankebeschäftigten, die — merkwürdige Erscheinung! — in dem berühmten Stadtbade der internationalen Rüstungsindustrie so gesund wurden, daß sie jetzt mit gelben Gesichtern, müden Augen und schliefenden Genäse die Badefur hier fortsetzen müssen. Sieh und erschreke! . . . Dann kommen die von irgendeiner Krankenkasse hierher geschickten Patienten. Alles erkrankte, leidende Menschen. Schließlich die paar Leute, die von ihrem Arzte diese Kur verordnet bekommen. Oder solche, die zu dir sind, und solche, die zu wenig Gemüts haben. Zweimal am Tage wandelt dies kleine Häuflein Menschen am Brunnstein hin und her. Am dritten Tage kennt man schon jedes Gesicht. Nach einer Stunde liegt der Park ausgeglichen da; die Kranken sind heimlich, lassen sich Fangenpartien machen oder nehmen ein Bad oder schlafen. Oder sie geben ein wenig spazieren, an den parkartigen Hängen der Hügel entlang und durch die alte Kleinstadt mit ihren Gassen und den barocken Heiligen in der Nische fast jeden Hauses. Gelegentlich geht man auch ein wenig in den Lesesaal, wo sehr viele nationalistische Zeitungen ausliegen; eine etwase, zudem keine Provisorien der Sozialdemokratie repräsentiert die größte Partei der deutschen Republik. Der „Vorwärts“ liegt nicht aus. Das kommt vermutlich von der U. G. Sie schützt offenbar sozialistische Zeitungen daneben. Vielleicht denkt der Aufsichtsrat nicht ganz mit Unrecht: wenn erst mal die Menschen dahinter kämen, daß heilkräftige Quellen eigentlich keine Privataneignungen sind, sondern Zwecke von Diözesanverwaltungen. . . Und Zeit zu solchen Überlegungen hat man hier schon; wenn man in der Parkbank liegt oder nachts nicht schlafen kann. Oder wenn regnet und man an sein Zimmer gestellt ist, weil die Turndienstverwaltung erst dann einen Aufstellraum öffnet, wenn die Gassen beginnt und die kleinen Leute kommen.

Sie finden einige Bemerkungen in diesem Artikel hohobast? Das kommt nur davon, weil ich noch nicht genug Wasser getrunken habe. Warten Sie ab: wenn ich weniger Galle habe, wirds besser. Und wie wäre es, wenn der ganze Reichstag seine langen Ferien hier verbringen müßte? Das wäre endlich mal eine Notverordnung, von der man sagen könnte: jetzt gehts „frisch von der Leber weg“, und keinem draußt dabei „die Galle überlaufen!“

Rolf Gustav Hasler

Brockhaus bringt das billige Volklexikon

In Deutschland hat bisher ein unbedingt zuverlässiges und doch umfassendes kleines Nachschlagewerk für alle Kreise gefehlt, wie es Frankreich in großer Vollendung im „Petit Larousse“ besitzt. Der altdänische Lexikograph Brockhaus hat jetzt den „Volk-Brockhaus“ geschaffen, den er zu dem erstaunlichen Preis von 7,50 Mark auf den Büchermarkt bringt. Der fünftägige Band mit seinen fast 800 Textseiten gibt auf über 30 000 Fragen aus allen Wissensgebieten im Text und auf 40 bunten und einfarbigen Tafeln verteilte das Gelegte in anschaulicher Weise. 88 Uebersichten und Zeitstrahlen (z. B. Aufstehende Krankheiten, Buchführung, Deutsche Kunst, Medienmittel, Gerichtswesen, Reichsverfassung, Sprachlehre, Steuern) werden uns jeden Tag wertvolle Dienste leisten können. 14 bunte Karten in vierfarbigem Offsetdruck bilden einen kleinen Atlas, und auch Gesichtskarten fehlen nicht. Die Stärke des Buches liegt zunächst in der strengen Zusammenfassung des Stoffes: aus jedem Wissensgebiet ist das unbedingt Nötige aufgenommen und jedem verständlich kurz erklärt. Der „Volk-Brockhaus“ vermeidet Fremdwörter bis zur Grenze des heute Möglichen; andererseits erklärt er aber alle in Haus und Schule gebräuch-

lichen Wörter aus den alten und neuen Fremdsprachen und aus allen Sachgebieten. Vor allem aber bringt er erfrischend die Verbindung von Sach- und Sprachbuch — eine Forderung, die von pädagogischer Seite schon lange erhoben wird. Das Werk bietet dem Benutzer eine deutsche Rechtschreibschule nach dem amtlichen Regel und eine nicht minder erhellende deutsche Sprachlehre. Nicht nur bei den Fremden, sondern auch bei allen deutschen Vätern, die nicht ledernmäßig geläufig sind, werden Geschicht, Zahl, Benennung oder Wortbildung belehrt. Die Aussprache ist überall leicht verständlich angegeben. Außer der Worterklärung wird, soweit anständig, die sprachliche Herkunft angeführt. Auch zahlreiche mundartliche Wörter sind im „Volk-Brockhaus“ zu finden. Die Aufnahme aller wichtigen sprachlichen Neuschöpfungen der letzten Jahre zeigt, wie vorurteillos moderner Geist diesen neuen „Brockhaus“ bewohnt, der berufen ist, das Lexikon des deutschen Volkes zu werden.

Der eilige Zeitungsleser, der schwer arbeitende Berufsmensch, die heranwachsende Jugend, sie alle sollten nach diesem unbedingt zuverlässigen und unparteiischen Nachschlagewerk greifen, zumal der Preis von 7,50 RM. die Anschaffung für jeden möglich macht — in unserer Zeit gewiß ein Punkt, der besonders hervorzuheben zu werden verdient.

Das Benefiz

Der Wirt von heute, den Gastspielverpflichtungen nach den verschiedenen Teilen des Reiches führt, läßt durch seinen Agenten einen Schlafwagenplatz bestellen, bestiegt am Abend den Zug und ist am nächsten Morgen an Ort und Stelle. Er begibt sich ins Theater, wohnt einer Durchprobprobe bei, macht am Nachmittag einen Rundgang durch die fremde Stadt und steht Abends auf der Bühne, als wäre er immer dort gewesen. Ganz anders war es noch vor einigen Generationen. Es ist die Dämonie der Tageszeit, die den Menschen von heute ohne Beziehung zur Straße des Weges, die er zurücklegt, an den Ort seiner Bestimmung führt, die das Entzerrte verbindet, und das ungesicherte Ziel ausfindet. Eine Begebenheit wie die hier geschilderte, die der Chronist aus dem Leben des berühmten Schauspielers Ludwig Dezzent erzählt, könnte sich kaum in zwanzigsten Jahrhundert kaum noch ereignen, selbst wenn die gleichen äußeren Umstände gegeben wären. . .

An einem Märztag — es mochte zwischen neun und zehn Uhr sein — fuhr vor nahezu hundert Jahren in Landsberg an der Warthe eine Postkutsche ein. Die Räder waren vom Schlamm der Landstraße besetzt, die Pferde müde und abgetrieben. Als der Wagen hielt, kletterte der Postillon von seinem hohen Sattel herab, der Wirt trat vor die Scheite, und seine herbeilebenden Kniege spannten das Gesicht aus, um die Pferde zu wechseln. Der Vorhang des Postkutschentüchels wurde aufgezogen; das scharfe Profil eines Fremden zeigte sich hinter den Scheiten; stehende Augen blickten auf den Kreis der Neugierigen, die sich um den Wagen geschart hatten. Es war Ludwig Dezzent, der auf dem Gipfel seines Ruhmes stand — sich auf einer Reise nach Königsberg befand, um dort ein Gastspiel zu geben. Während der Kutschfahrt mit dem Pferdewechsel verhandelte, ließ Dezzent langsam und würdevoll aus dem Postkutsch und betrat über die drei Steintreppen die von der Morgenröte beleuchtete Gaststätte. Er setzte sich an einen der langen Holztische und forderte eine Flasche Wein. Als er den Blick durch den Raum wandern ließ, an dessen Wänden verästelte Kupferfische hingen, blieben seine Augen plötzlich auf einem gedruckten Bettel haften, der in der Mitte des Tisches lag. Es war ein Romändienbettel, der die letzte Vorstellung der „Königlich privilegierten Banauerischen Gesellschaft“ für den gleichen Abend ankündigte.

„Bel!“ rief Dezzent, an dem Wirt gewendet, „wird hier auch Romändien gespielt?“ Und als der Wirt bejahte: „Dabei die Leute auch gute Geschäfte gemacht.“

„Leider nicht“, gesteht der Wirt flehentlich, „es geht sehr schlecht um sie. Der Direktor steht tief in den Schulden, da er keine Gage bezahlen kann, und die Schauspieler, die herbeizog auf das Gehalt Ansehen gemacht haben, verlieren ihre letzte Habe. Die Gesellschaft befindet sich in der Auflösung; der arme alte Mann ist in großer Bedrängnis.“ Bei diesen Worten setzt der Wirt in ein Nebenamt, in dem ein Greis in abgehobener Anstalt mit stumpfen Blicken vor seinem Glase sitzt. Dezzent erhebt sich und geht zu ihm. „Herr Kollege“, sagt er, „ich höre, ihre Geschäfte stehen schlecht. Sie sollten sich einen Künstler von Ruf aus Berlin kommen lassen, etwa Wolf, den alten Ungelmann, Belsger, Venn oder —“ „Lebte er doch“, Dezzent, die Können ihnen vielleicht helfen.“

Der Direktor sieht ihn mit seinen grauen, von Leid getriebenen Augen bestaunt an. „Du lieber Gott!“ ruft er, „diese erlauchten Herren auf meinem schlechten Stadelbrett!“

„Ach was, Stadelbrett!“ erwiderte Dezzent. „Die Bretter geben dem Künstler keinen Wert, er muß ihn mitbringen.“

„Aber wie soll ich sie honorieren?“

„Wellest du es einer umsonst?“

Der Alte schüttelt leise den Kopf.

„Gehen Sie nach Hause!“ ruft Dezzent und schließt ihm freundlich auf die Schulter. „Treffen Sie sofort Anstalten und lassen Sie es in der ganzen Stadt bekanntmachen, daß Ludwig Dezzent heute Abend als Romeo in Ihrem Theater auftreten wird!“

Der alte Banauer lächelt verlegen. „Da würde ich mich antomen“, meinte er, „das Publikum anführen — es würde mich umbringen; wir müssen hier schnellstens verduften.“

„Anführen? Was denken Sie? Lassen Sie auf der Stelle alles vorbereiten; inserieren Sie, plakieren Sie, schicken Sie Ihren Koffer in die Bürgerhäuser, lassen Sie es öffentlich ausstornen: Dezzent wird bei Ihnen gastieren! Ludwig Dezzent läßt keinen Kollegen im Stich! Denn — Ludwig Dezzent steht vor Ihnen!“

Der Direktor fuhr wie vom Donner gerührt von seinem Stuhle hoch und harrete den Sprecher entgegen an. Der Wirt eilte herzu, und da er soeben mit sicherem Instinkt ein Gefühl witterte, rief er seine Frau, seine Tochter und sein ganzes Gefolge zusammen und teilte sie in Gruppen, um die Neugierigen in der Stadt zu verbreiten. Er selbst begab sich zum Bürgermeister, zum Pfarrer, zum Lehrer, zum Rat und zum Apotheker und herbeizog schließlich die ganze Elite des Abends der Bretterbühne, die im Garten seines Grundstücks lag, aufteil werden würde. Die Folge davon war, daß die Sensation wie ein Lauffeuer durch den ganzen Ort ging, und schon lange vor Beginn der Vorstellung waren alle Plätze ausverkauft. Die Tochter des alten Schmierendirektors, die erst achtzehn Jahre zählte, stellte hinterher eine aufrichtig liebende Julia. Es gab einen rauschenden Erfolg. Aber was der Königlich privilegierten Banauerischen Gesellschaft das Wertvollste war: Es gab bares Geld! Die Summe, die das Gastspiel abwarfen hatte, überstieg die Einnahmen eines ganzen Monats. Doch beträchtlicher freilich waren die Schulden der Truppe, so daß selbst die außergewöhnliche Einnahme nur zur Hälfte ausreichte, um sie zu decken. Allein das bestimmte Dezzent wenig. Als man nach der Vorstellung bei einem kleinen Beisatz, dessen Gastgeber der Berliner Schauspieler war, im hinteren Zimmer des Wirtshauses zusammenlag, meinte er: „Spielen wir noch einmal; dann wird alles in Ordnung sein.“

Der zweite Vorstellung, die dem Gaste große Ehren brachte, folgten noch eine dritte. Dann hatte sich in der Halle so viel Geld angesammelt, daß die in Verlegenheit geratene Theatergesellschaft genügend Kassegeld für ihre Weiterreise hatte. Dezzent selbst hatte allerdings nach dieser dritten Vorstellung keine ganzes Reisegehalt in vielen Frühstunden und nachlässigen Groas für die Herren Kollegen ausgegeben. Doch er setzte seine Reise nach Königsberg in dem stolzen Bewußtsein fort, durch seine Kunst auch einmal ein Werk der Menschlichkeit, die er sonst nur auf der Bühne darstellte, getan zu haben. . .

Über auch eine gute Tat kann Schmerz hinterlassen! . . . Bis an ihr Lebensende bewachte die zurückgeliebene Julia ihrem verschundenen Romeo ein schmerzliches Gedächtnis, — ohne Hoffnung, den Geliebten dreier Abende jemals wiederzusehen. Walter Medauer.

Der Herr des Hofens

Roman von Robert Jacques.

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 82, Kottbusstraße 5, 81. (Nachdruck verboten)

Denn er konnte ihn nicht hergeben. Er mußte ihn für sich behalten als einen Bast, als ein Sinnbild, daß die letzten fünf Jahre seit seinem Unfall auf der Insel und seit seiner Trennung von der Gesellschaft nicht vergeblich gelebt waren. In einer neuen und frischen Vaterlichkeit hatte Verlorentoosts Herz wieder grün ausgeschlagen, seitdem er den Gedanken an den Jungen hatte, und die Zeit, die kam, verbrachte er, als habe er das hohe Glück einer erfolgreichen ersten Verliebtheit zu pflegen.

Er kundschaftete einen bequemen und sicheren Unterschlupf aus. Der lag etwas außerhalb des Hofens, wo ein nicht vollendeter Bau notwendig bedekt, vereinsamt Nebengelassen war, weil der Hofen nicht die in dieser Richtung erwartete Entwicklung genommen hatte. Man besah ein richtiges Zimmer, eine Matratze, man konnte im Bereich seines vorübergehenden Bestes spazierengehen. Es war herrlich.

Unermüdetlich war Verlorentoost auf den kurzen eisigen Beinen, um Hans Eßen von angenehmer Beschaffenheit zu besorgen und tyrannisch trieb er Emme Bemme zu denselben Zielen heran. Ja, Emme Bemme mußte eines Tages ein Buch beschaffen, als Verlorentoost sich bedachte, daß Hans doch zweifellos studiert und früher mit Büchern zu tun gehabt habe. Was Emme Bemme mit Hilfe des armen Wilhelm in der Auslage besorgte, die ein vertrauensvoller, aber unvorsichtiger Buchhändler vor seiner Tür veranstaltete. Wilhelm war mit dem Buch im Maul früher bei Verlorentoost als Emme Bemme, und als dieser kam und von seinem großen Freund den Zunder der Belohnung entgegennehmen wollte, sah er in höfliche Augen.

„Du bist nun denn doch, was man 'n Depp nennt!“ sagte Verlorentoost.

„Reel!“ machte Emme Bemme wieder mit jener randlosen Bewunderung, aus der es scheinbar keinen Rückweg zu den Gefilden der als selbstverständlich oder gewöhnlich geltenden Dinge des Daseins gab.

„Wechte, was du ihm gebracht hast?“ fragte Verlorentoost.

„Nemw, wees ik dat. Woher denn auch nicht? Es is 'n Buch.“ „Jamol is dat 'n Buch un wat für eins, du Raibströgen! Aber schau dir mal dat wunderbare Romanbuch an, wat du ihm gekooft un durch dein' Diener hergeschickt hast! Schau dir dat Deckelblatt an un denk dir, du hast 'ne Brille auf der Nase un kinnstest buchstabiieren, wat dir da in die Klauen un deinem Wilhelm ins Maul geraten is. In wenn du dir 'ne Brille auf dat Hofensbein gebacht hast, so kinnst du durch ihr hindurch glatt lesen: „Hundert Arten, einen kalten oder warmen Schokoladenbuddins zu machen.“ Dat kinnste lesen. Und nichts anners. Nicht etwa: „Die unglückliche Liebe der schönen Gräfin.“ Oder hättst dir vielleicht in dekn Wägen vorgestelt, wir ham ene Zuderbäckerei? Wat?“

Emme Bemme war sehr zerknirscht. Weiter hatte er nichts gebacht als: „Buch ist Buch.“

„Nu aut!“ Befahl Vietien Verlorentoost, „. . . un schenk dies Brauchwerk der Köchin von dem Polizeidirektor. Er wär die Möglichkeit, dat dir diese Dame 'n richtigen Wint gibt von so 'n Buch dat schon un lesen is, ohne dat man die Zuderbäckerei gelernt hat.“

Ein andermal sagte Verlorentoost zu Emme Bemme: „Beeste, immer wat du bringst, immer so 'n Knuff, nimal 'n Stück kalte Würst oder 'n Appel dazu, dat muß auf die Dauer dem Jung' Beschwerden machen von wegen, dat dat recht einönig is. . . Sörste. . . mal wat anders!“

Am Abend brachte Emme Bemme unter den Nesten seiner Zwoppe ein Bouleard, eine schwellende, reinliche, schon für den Lof hergerichtete Bouleard.

Verlorentoost konnte ihm Anerkennung nicht ganz versagen. Aber ebenowenig konnte er ihm die tabelnde Bemerkung vorzentsalten: „Hättst nich auch gleich 'n Bratofen mitbringen können? Du wist schon bemerkt haben, dat etwas dir in dein' Kopf drin fest.“

„Ne, nee“, sagte wiederum mit seinem unermüdetlichen Zerwundern Emme Bemme, „kud da, 'n Bratofen meinst?“

Aber es gingen gewisse Besidebungen aus der Widnis des Freilebens im Hofen zu feststehenden Haushalten in dem alten Viertel der Gassen, das zwischen Hofen und Stadt eingeklemmt lag. Die Frau eines Kneipwirts nahm sich des für den Jungen gemähten Buches an und bereitete es und Verlorentoost lief mit ihm, das er in Zeitungspapier, dann in einen Sack gewickelt hatte, so rosch die biden, sechsjährigen Beingien es gestatteten zu dem einsamen

Palast, der vor Jahren zu seinem andern Zweck gebaut worden war, als um den Jungen später aufzunehmen.

„Dat et mit noch 'n bissen Wärme im Leib ankommt!“ sagte er, sich zu immer größerer Eile anfeuernd. Er war sich dessen gewiß, daß zu der Zeit, da der Junge noch im Lande Kanaan an Mutters Tisch lag, schönere, fettere und leckerere Vögel auch nicht in der Stube herumflozen. Dessen war er stolz, daß er das leisten konnte. Denn er war so einestommen von allem, was er seinem Schicksal zu erweisen vermochte, daß er die Hauptmitwirkung Emme Bemmes überbaud nicht auf die Rechnung schrieb, die er heimlich in seinem Gemüt zur eigenen Freude über seine Leistungen gegen Hans aufmachte.

Hans war, ohne daß er etwas dazu getan hatte, aus einem gelagten Bild ein unbegabtes Schopfer geworden. Er verstand nicht, wie das vor sich gegangen war, noch weniger, worin die Ursache zu einer so unvermuteten und raschen Wenderung lag. Denn eine von einem Hund weggeschleppte Brotkruste allein konnte unmöglich solche gründliche Wirkung tun.

Über von seiner Jugend auf, als das alleinige Kind eines reichen Hauses, war durch frühe Erziehung seine Einbildungskraft darauf eingestellt, daß seine Tage in Uebereinstimmung mit seinen Wünschen abließen. So nahm er den Umschlag in seinem Gesicht als etwas Selbstverständliches hin und auch Verlorentoosts ununterbrochene Besorglichkeiten und Freundlichkeiten wurden von ihm mit nichts anderem als einem kleinen tyrannischen Gleichmut bezahlt.

Immer noch nicht hatte er vermocht, aus seinen Augen das Grauen jenes Bildes im Kopf zu lösen, und das Rästel, die Gewalttätigkeit und das Wunder seiner Nacht lasteten weiter auf seinem Gemüt. Er war abgekämpft und matt und wie ein von langer Dürre eingetrockneter Boden unfruchtbar und von einer rissigen Härte geworden. Er konnte gegen sie nichts anderes aufbringen, als daß er sich mit einer schlüßigen Gleichgültigkeit den trügen Stunden in dem Neubau und der hinteren Reformis des Allen auslieferte. Aber je mehr Tage sich aneinanderfühten, die nichts wie Ruhe, Sicherheit, Sittigkeit, Nichtstun um einsame Gedanken bauten, um so erretter, blutvoller und selbständiger begannen diese Gedanken zu werden, bis der Tag kam, an dem das innere Gleichgewicht wieder kam und es keine Gewalt mehr gab, die diese Gedanken daran hindern konnte, sich über die Füllen und Eben, tauben und toten Mauern des Bestandes hinaus zu führen. (Fortf. 1)